

**ELISABETH
KABATEK**

**Schätzle
ALLEIN
zu HAUS**

Roman

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Vollständige Taschenbuchausgabe November 2019
Droemer Taschenbuch
© 2018 Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: Monique Nieuwenhuizen,
© PixxWerk®, München, unter Verwendung
von Motiven von shutterstock.com
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-426-30719-9

2 4 5 3 1

Für Ursula

1. KAPITEL

*It's a beautiful night
We're looking for something dumb to do
Hey Baby
I think I wanna marry you*

Willst du mich heiraten, Line?« Leon kniete vor mir auf dem Boden, das rechte Bein aufgestellt, und streckte mir mit beiden Händen einen riesigen Strauß roter Rosen entgegen. Neben ihm lag ein schwarzes Samtkästchen, das verdächtig nach Juwelier aussah. Leon trug seinen besten Anzug und dazu ein weißes Hemd, die schulterlangen dunkelblonden Haare hatte er zu einem allerliebsten Dutt aufgesteckt und eine Strähne herausgezogen, wie es die Filmstars gerade trugen. Er sah ja selbst aus wie ein Filmstar! Und dieses umwerfende Lächeln! Gegen meinen Willen kamen mir die Tränen. Ich war ja eigentlich nicht so der heiratende Typ. Aber wer konnte einem derart wunderbaren Mann widerstehen?

»Leon!«, stammelte ich. »Mein hanseatischer Ritter! Liebe meines Lebens! Steh auf! Ja! Ja, ich will dich heiraten!« Ich zog Leon vom Boden hoch in meine Arme, und nur Sekunden später sanken wir auf den Esstisch, fegten die Austern und die Champagnergläser beiseite und hatten wilden, leidenschaftlichen Sex.

Vielleicht hatte sich Leon ja auch etwas viel Originelleres ausgedacht? Einen singenden Telegrammboten? Eine Schwarzwälder Kirschtorte, auf der die schnapsgetränkten Kirschen ein »Marry me« ergaben? Ich liebte Schwarzwälder Kirsch!

Versonnen stützte ich den Kopf auf beide Hände. Auf dem Klo konnte man so herrlich nachdenken. Vor allem, wenn es so hübsch renoviert war wie unseres. Eigentlich war ich aufs Heiraten überhaupt nicht scharf. Heiraten hatte etwas schrecklich Verbindliches, Endgültiges, und mit Endgültigem tat ich mich eher schwer. Auf der anderen Seite hatten Leon und ich eine so schwere Krise durchlebt, dass mir Heiraten als einzige logische Konsequenz erschien, um mir, uns und aller Welt zu beweisen, dass wir die Krise bewältigt hatten. Leon sah das sicher genauso! Die Wohnungstür ging auf. »Wo bist du, meine Süße?«, rief er.

Ich machte, dass ich vom Klo kam. Leon war gekleidet wie sonst auch, wenn er vom Geschäft bei Bosch heimkehrte, er trug eine ordentliche Jeans, Hemd und Jackett. Keinen Anzug, und auch die dunkelblonden Haare sahen aus wie immer, kurz und leicht verwuschelt. Mit der linken Hand streckte er mir triumphierend eine Flasche französischen Champagner entgegen, die rechte schaffte es mit Mühe, seine Aktentasche und eine Tüte vom französischen Bistro in der Schwabstraße festzuhalten. Blumen, Schwarzwälder Kirschtorten oder singende Telegrammboten waren nicht zu sehen. Samtkästchen mit Verlobungsringen auch nicht, aber der romantische Abend hatte ja auch noch nicht richtig angefangen. Immerhin gab's Champagner. Vielleicht sollte ich meine Jeans und mein Schlabber-shirt gegen etwas Romantischeres tauschen. Bloß was?

»Nach all den Monaten, nach allem, was vorgefallen ist, endlich ein romantischer Abend! Lass uns gleich darauf anstoßen!« Leon lief in die Küche, holte zwei Senfgläser, weil wir noch immer keine Sektgläser hatten, ließ den Korken knallen und schenkte uns schwungvoll ein. Die Senfgläser schäumten über, wir stießen an und nahmen beide einen Schluck. Kaum hatte ich das Glas abgestellt, riss mich Leon in seine Arme und küsste mich so leidenschaftlich, dass mir die Luft wegblieb. Dann ließ

er mich abrupt los. Ich schnappte entzückt nach Luft. Genauso hatte ich mir das vorgestellt! Nun kam der Antrag, und dann würde mir Leon das Schlabbershirt vom Leib reißen! Hoffentlich hatte er nichts dagegen, dass ich weiterhin Praetorius mit Nachnamen heißen wollte. Leon atmete tief ein. Plötzlich sah er ganz feierlich aus.

»Line, meine Liebste ...«

»Ja?«

»Ich muss dich was fragen.«

Hurra! Ich hatte richtig getippt!

»Ja! Ich meine natürlich, was denn?« Meine Hände waren feucht, mein Herz raste. Pipeline Praetorius, die Frau, die sich nie festlegen wollte, stand kurz davor, sich zu verloben, wie es ganz normale Frauen rund um den Erdball täglich zu Tausenden taten! Die Zeit des Zweifels war vorbei. Hatte Tanja nicht schon vor Monaten angeboten, mir beim Brautkleidkauf zu helfen? Praktischerweise war der Laden schräg gegenüber von unserer Wohnung. Vielleicht hatten die auch größere Busen im Angebot. Aber wieso setzte sich Leon auf einen Stuhl, anstatt auf die Knie zu gehen?

»Ich hatte heute ein Gespräch mit meinem Chef.«

»Äh – ja?« Was hatte Leons Chef mit unserer Hochzeit zu tun? Wollte Leon ihn als Trauzeugen haben? Sie kannten sich doch noch gar nicht so lang. Vorsichtshalber setzte ich mich auch.

»Du wirst es nicht glauben.«

»Leon, nun sag schon!«

»Er hat mich gefragt, ob ich Gruppenleiter werden will.«
Leon strahlte.

»Ach so. In der Tat. Ich meine ... das ist ja einfach großartig!« Irgendwie klang das nicht unbedingt, als ob es ums Heiraten ging. Mein Herz hörte schlagartig auf zu rasen. »Was heißt das denn, Gruppenleiter?« Ich kannte Gruppenleiter nur

aus meiner Jugend, von der Stadtranderholung. Sie spielten Gitarre, teilten das Essen aus, und alle waren in sie verknallt. Mit Heimo hatte ich sogar mal rumgeknutscht, als ich neun war.

»Es würde heißen, dass ich ein paar Mitarbeiter unter mir habe. Anstatt nur in meinem Fachgebiet zu forschen wie bisher, hätte ich ein Team, für das ich zuständig bin. Mehr Verantwortung. Und auch mehr Geld.« Leon platzte sichtlich vor Stolz.

»Leon, wie schön! Das ist eine Riesenanerkennung! Herzlichen Glückwunsch!« Wir stießen noch einmal an. Leider nicht auf unsere Verlobung.

»Offensichtlich hat mich mein Chef bei Bosch in China super bewertet, obwohl ich früher als geplant nach Deutschland zurückgekommen bin, und mein jetziger Chef in Renningen ist auch total zufrieden mit mir. Die Sache hat allerdings auch einen Haken. Wenn ich zusage, bedeutet das auch mehr Arbeit. Ich muss Ziele fürs Team vereinbaren, Mitarbeitergespräche führen und Gruppensitzungen leiten. Das ist alles neu für mich, deshalb will mich mein Chef auf Fortbildungen schicken, damit ich das gut hinkriege. Das wird viel Zeit kosten. Aus dem Grund wollte ich es erst mit dir besprechen. Ich werde natürlich versuchen, dass sich die Überstunden in Grenzen halten.«

Überstunden? Ich schluckte. Leon arbeitete doch jetzt schon so viel. Dann würden wir uns ja noch weniger sehen. Er ging morgens um halb acht aus dem Haus und kam selbst freitags selten vor sieben, halb acht wieder heim. Seit seine Abteilung von Schwieberdingen ins neue Forschungszentrum von Bosch in Renningen umgezogen war, musste er zwar nicht mehr im Schritttempo über den Pragsattel schleichen, aber es war weiter zu fahren, und bei Leonberg stand er oft im Stau. Leon hatte deshalb schon vor längerer Zeit vorgeschlagen, vom Stuttgarter Westen näher an seinen Arbeitsplatz zu ziehen. Aus

dem Thema »Umzug aufs Land« war dann leider ganz schnell das Thema »Wir kaufen ein schnuckeliges Eigenheim und bekommen Nachwuchs« geworden. Das war der Anfang unserer Beziehungskrise gewesen, weil ich auf beides nicht wirklich scharf war. Im Moment ging es uns zwar beziehungs-technisch gesehen wieder gut, aber die heiklen Themen hatten wir seither tunlichst vermieden. Jetzt kamen sie wieder aufs Tapet.

»Nun, was meinst du?« Leon sah mich abwartend an. Ich kippte ein halbes Glas Champagner in mich hinein und schluckte meine Bedenken hinunter. Das war *die* Gelegenheit, Leon zu beweisen, dass ich eine selbstlose, loyale Partnerin war, so treu und ergeben, wie es sich jeder Mann insgeheim wünschte! Das war *meine* Chance zur Wiedergutmachung! Schließlich hatte ich Leons Gefühle in letzter Zeit arg strapaziert. Ich straffte meine Schultern.

»Leon«, erklärte ich feierlich. »Ich stehe voll hinter dir. Natürlich sagst du zu. Das ist schließlich eine einmalige Chance. Wenn du jetzt Nein sagst, verbaust du dir womöglich deine Karriere!« Und Karriere war Männern ziemlich wichtig, oder?

»Danke, Line, das bedeutet mir sehr viel«, strahlte Leon. »Wenn du dagegen wärest, würde ich es nicht machen. Wobei es mir eigentlich gar nicht so sehr um die Karriere geht, sondern um die Herausforderung. In letzter Zeit ist die Arbeit ziemlich zur Routine geworden. Ein Team zu leiten, das ist einfach was ganz Neues für mich.«

»Und du wirst das sicher toll machen, schließlich kannst du gut mit Menschen umgehen. Im Gegensatz zu mir bist du ja mehr so der ausgeglichene Typ.«

Leon grinste sein Leon-Grinsen. »Gegensätze ziehen sich an.«

»Oder aus«, flüsterte ich neckisch, zog mein schlabberiges T-Shirt straff nach unten und wackelte ein bisschen mit dem Oberkörper, um allmählich von Arbeit auf Romantik umzu-

schalten, auch ohne Heiratsantrag. Leider entging Leon das Brustschaukeln, weil sein Smartphone klingelte und er interessiert aufs Display guckte.

»Das ist Hilde«, sagte er eifrig. »Ich versuche, mich kurzzufassen, dann schalte ich das Handy aus und der Abend gehört ganz uns, okay?«

»Natürlich«, antwortete ich matt. Leon hatte ein sehr enges Verhältnis zu seiner Mutter und brannte sichtlich darauf, ihr die große Neuigkeit mitzuteilen. Ich ging in die Küche und schob das Coq au Vin in den Ofen, das Leon auf dem Heimweg beim französischen Bistro abgeholt hatte. Dann schnitt ich das Baguette auf und mümmelte schon mal ein bisschen an den beiden Enden herum. Seit der Toaster in Flammen aufgegangen war und die Küche in Brand gesetzt hatte, beschränkten wir unsere Kochaktivitäten auf ein Minimum. Wir waren beide immer noch traumatisiert. Das würde sich ändern müssen, wenn wir nicht für den Rest unseres Lebens Fertiggerichte essen und Pizza bestellen wollten. Ich lauschte Richtung Wohnzimmer. Leon telefonierte noch immer. Irgendwie war ich mir ziemlich sicher, dass es an diesem Abend keinen Heiratsantrag mehr geben würde.

Am nächsten Morgen schenkte ich mir um acht im Bett eine Tasse Kaffee ein. Ich hatte ja noch ewig Zeit, weil ich mich erst um halb neun auf den Weg in die Agentur machen musste. Leon war gerade abgerauscht, nicht, ohne mich zärtlich zu küssen und neben dem Bett eine Thermoskanne und eine Kaffeetasse zu deponieren. Er war später aus dem Haus gegangen als sonst, weil er nicht nach Renningen musste, sondern nur zum Rotebühlplatz, das war mehr oder weniger einmal ums Eck und dann die Straße runter. Er hatte ein Meeting mit irgendwelchen hocheffizienten Indern aus Stuttgarts Partnerstadt Mumbai, die zu beschäftigt waren, um vom Flughafen

zu Bosch nach Renningen zu fahren. Deshalb hatte Bosch einen Raum im »Treffpunkt Rotebühlplatz« gemietet.

Der Abend war wirklich schön gewesen. Statt eines selbst gemachten Nachtischs gab es eben eine zweite Flasche Champagner, die dazu führte, dass wir irgendwann betrunken auf dem nigelnagelneuen Laminat neben dem Esstisch lagen und wilden Sex hatten, womit der romantische Abend seine Funktion erfüllt hatte.

Eigentlich war es nicht verwunderlich, dass Leon mir keinen Antrag gemacht hatte. Wahrscheinlich brauchte er einfach noch ein bisschen Zeit. Dass sich der Toasterbrand vor ein paar Wochen über die ganze Wohnung ausgebreitet und unser komplettes Hab und Gut vernichtet hatte, hatte er mir zum Glück verziehen. Ich hatte den Brand schließlich nicht absichtlich gelegt, es war alles eine schreckliche Verkettung dämlicher Zufälle gewesen! Aber hatte mir Leon wirklich verziehen, dass er mich unmittelbar nach dem Brand knutschend mit Simon, dem Polizisten, ertappt hatte? Das war für Leon fast schlimmer gewesen als die ausgebrannte Wohnung. Knutschen war nämlich noch untertrieben, Simon hatte mir einen Jahrtausendkuss verpasst, der mich direkt in den siebten Himmel katapultiert hatte. Zugegebenermaßen war es ein ziemlich unpassender Moment gewesen. Dabei wollte ich gar nichts von Simon! Simon wollte was von mir, und das, nachdem ich ihm beteuert hatte, dass nichts lief, und er seine Kollegin Vanessa geheiratet hatte, obwohl er sie nicht liebte!

Na ja, leider war Simon ein unschlagbarer Küsser, und ich stand nach dem Wohnungsbrand komplett unter Schock, und so kam das mit dem Jahrtausendkuss. Er hatte wirklich nichts zu bedeuten, aber Leon schien seine Zweifel zu haben. Und jetzt guckte er manchmal so traurig, wenn er mich ansah. Wahrscheinlich merkte er es selber gar nicht, aber ich war mir ganz sicher, dass diese Melancholie in seinem Blick neu war,

und ich ihn schrecklich enttäuscht hatte. Mir zerriss es dann immer schier das Herz. Dabei hatte ich alle Hebel in Bewegung gesetzt, um Leon zurückzugewinnen, als mir klar wurde, dass ich nicht nur vor den Trümmern unserer Wohnung, sondern auch unserer Beziehung stand.

In der Hochzeitssuite eines Stuttgarter Hotels warf ich mich vor ihm auf die Knie und machte ihm den Antrag, mir einen Heiratsantrag zu machen. Okay, das war vielleicht ein bisschen umständlich. Letztlich hatte mir Leon aber verziehen, wir hatten eine äußerst romantische Hochzeitsnacht auf Probe gefeiert, und nun wollte Leon mir seinerseits einen Heiratsantrag machen. Irgendwann. Bloß, wann war irgendwann?

Ich war ja bestimmt nicht der Meinung, dass nur Männer die Anträge machen konnten, aber jetzt lag der Ball bei ihm, und ich war ihm komplett ausgeliefert! Heiraten war mir ja eigentlich schnurzpiepsig, ich wollte bloß sicher sein, dass ich Leon nicht verlor! Ich liebte ihn doch so sehr, auch wenn er manchmal einen völlig anderen Eindruck gewinnen musste. Deshalb hatte ich mir vorgenommen, ihm ab sofort eine mustergültige, treue, liebevolle und vor allem aufopfernde Freundin zu sein. Ja, ich würde hart an mir arbeiten. Für Pipeline Praetorius brach jetzt eine neue Zeitrechnung an.

Während der Renovierungsphase waren wir bei meiner besten Freundin Lila im Stuttgarter Osten untergeschlüpft und hatten es trotz der beengten Verhältnisse so lustig miteinander gehabt, dass wir manchmal ganz vergessen hatten, warum wir dort wohnten. Der Vermieter unserer Wohnung in der Gutenbergstraße fand das alles weniger witzig. Hartnäckig versuchte er, uns rauszukicken, und argumentierte damit, dass ich eine Gefahr für die Menschheit und jeden Vermieter war. Das war doch unverschämt! Das war immerhin das erste Mal in meinem Leben, dass ich eine Wohnung abgefackelt hatte!

Ich hatte das Katastrophen-Gen, zugegeben, was dazu führte, dass ich Katastrophen anzog, als sei ich ein Stück gekochter Schinken und die Katastrophe eine hungrige Wespe, aber in der Regel passierte mir doch nicht die gleiche Katastrophe zweimal, nein, die Katastrophen wechselten schließlich! Am Ende hatte der Mieterverein die Kündigung verhindert, die Hausratversicherung hatte alles ersetzt, und unsere Wohnung war nach der Renovierung in einem Tippi-toppi-Zustand, viel besser als zuvor. Der Vermieter konnte mir eigentlich dankbar sein.

Zwanzig nach acht. In zehn Minuten musste ich aus dem Haus! Ich sprang aus dem Bett und ging mit der Kaffeetasse und der Thermoskanne in die Küche. Auf der Arbeitsplatte lag eine einsame Brotdose. Ich öffnete sie. Drinnen lagen zwei allerliebste, mit Gürkchen belegte Salamibrote. Leon hatte sich ein leckeres Vesper gemacht, weil er heute nicht in die Kantine konnte, und hatte es liegen lassen. Aus einem Impuls heraus schnappte ich die Dose, rannte zur Wohnungstür und hinaus auf den Flur. Schließlich war ich die aufopfernde Freundin, die sich um das Wohl ihres Liebsten sorgte!

»Leon!«, rief ich laut und beugte mich übers Geländer. »Leon, dein Vesper!« Wie doof konnte man eigentlich sein? Leon war doch längst weg! Kawumm. Ich richtete mich auf, drehte mich um und guckte verdutzt auf unsere Wohnungstür. Irgendein Depp hatte das Treppenhausfenster offen gelassen, und nun hatte ein kräftiger Windstoß die Tür zuge donnert. Ich stand im T-Shirt im Flur, barfuß, ohne Schlüssel, mit einer Vesperdose in der Hand, an einem grauen und verregneten Oktobertag, und sollte doch in einer knappen halben Stunde meinen Job in einer Werbeagentur im Heusteigviertel antreten. Aaargg! Im Zuge der Renovierung und wegen der vielen Einbrüche in Stuttgart hatte der Vermieter eine supersichere Tür mit Spezialscharnier einbauen lassen. »Die kriegd koi Oi-

brecher ond koi Schlisseldienschd uff¹«, hatte er uns mit stolzgeschwellter Brust erklärt. Na großartig.

Ich sah erst vorne an mir herunter und schielte dann über meine Schulter Richtung Po. Ich trug ein weites, knallorangees T-Shirt mit einer leuchtend gelben Zitrone drauf, das gerade mal meinen halben Hintern bedeckte. Der Stringtanga unter dem T-Shirt, selbst gebastelt für erotische Abende mit Leon, verdeckte nicht wirklich die untere Hälfte des Hinterns.² Die Zitrone hatte die Augen geschlossen und lächelte. Unter dem Bild stand geschrieben »Do not disturb – sleepy lemon«. Das Shirt sah ganz eindeutig aus wie ein Nachthemd und würde nicht als tagestaugliche Klamotte durchgehen, vor allem nicht bei diesem Wetter. Normalerweise war das doch die Bekleidung, mit der Dani-ohne-Hose aus dem zweiten Stock lässig im Flur herumlungerte. Dani! War sie meine Rettung? Ich lief zwei Stockwerke hinunter und klingelte Sturm. Dani war Referendarin am Wirtschaftsgymnasium West. Vielleicht bereitere sie sich zu Hause auf die nächste Lehrprobe vor und lieh mir eine Hose. Wenn sie überhaupt Hosen hatte. Und ein paar Flip-Flops! Damit konnte ich dann zum Rotebühlplatz fahren und von Leon den Hausschlüssel holen. Leider blieb in der Wohnung alles still. Mist!

Langsam wurde mir kalt. Ich lief noch einen Stock weiter hinunter. Dort wohnte Peter, der alleinerziehende Vater, mit seinen beiden Kindern Anton und Maria. Vielleicht hatte er eine Jogginghose für mich? Aber auch hier rührte sich nichts, Peter brachte die Kinder meist gegen acht in die Kita und ging dann arbeiten. Im dritten Stock wohnte eine unfreundliche

1 Koi klingt extrem japanisch. Tatsächlich handelt es sich dabei um den lieblichen schwäbischen Dialekt. Aus oi mach ei und dann noch ein n dran, schon haben Sie Schwäbisch in Hochdeutsch umgebaut. Wenn Ihnen das zu viel Heimwerken ist, finden Sie auf der Homepage www.e-kabatek.de eine Übersetzung der schwäbischen Sätze ins Hochdeutsche.

2 Vgl. Bastelanleitung im »Spätzleblues«

alte Frau, die zudem schwerhörig war. Und jetzt? Im Haus war es totenstill. Ich setzte mich auf die Treppe und analysierte meine Lage. Ich würde zu spät zur Arbeit kommen, ich konnte meiner Chefin Arminia nicht einmal Bescheid geben, ich kam nicht zurück in die Wohnung und war nur teilweise und eher unzureichend angezogen. Das Handy lag ebenfalls hinter verschlossener Tür, und natürlich hatte ich Leons Handynummer nicht im Kopf.

Es gab nur eine Möglichkeit: Ich musste so, wie ich war, zum Treffpunkt Rotebühlplatz und Leons Schlüssel organisieren. Das war die eleganteste und kostengünstigste Lösung. Die Frage war nur, wie ich am besten mit Leon kommunizierte, ohne ihn tödlich vor seinen indischen Geschäftspartnern zu blamieren? Vielleicht konnte ich jemanden bitten, Leon in seinem Besprechungsraum Bescheid zu geben? Jemanden, der vollständig angezogen war, natürlich. Im Treffpunkt Rotebühlplatz hielt die Volkshochschule ihre Kurse ab, da liefen immer Leute herum, die ich um Hilfe bitten konnte.

Zu Fuß war es nur eine knappe Viertelstunde bis zum Rotebühlplatz. Das musste doch hinzukriegen sein! Kaum trat ich unten aus der Tür, änderte ich meine Meinung. Es war für Oktober schweinekalt, ein fieser Wind wehte, und überall standen Pfützen. Außerdem fiel feiner Nieselregen. Kein Wetter zum Barfußlaufen! Da nahm ich wohl besser die S-Bahn, wenn ich mir nicht den Tod holen wollte. Ich musste es nur irgendwie barfuß bis zur Haltestelle Schwabstraße schaffen, zwei Stationen bis Stadtmitte schwarzfahren und dann die Rolltreppe hinauf zum »Treffpunkt Rotebühlplatz« nehmen, der direkt an der S-Bahn lag. Die Wahrscheinlichkeit, dass ich ausgerechnet auf dieser kurzen Fahrt kontrolliert wurde, ging doch praktisch gegen null.

Ich biss die Zähne zusammen und lief hinaus auf den Hof in den Regen. Es war schrecklich kalt an den Füßen und an mei-

nem halb nackten Hintern. Ich rannte die Gutenbergstraße hinunter, dass das Regenwasser nur so meine Beine hochspritzte. Die wenigen Passanten, die mir entgegenkamen, duckten sich zum Glück unter Schirme und sahen mich erst, als ich schon halb an ihnen vorbeigezischt war. Meine Füße waren nach wenigen Minuten rot vor lauter Kälte, und der Wind fuhr unter mein weites T-Shirt, sodass ich es mit einer Hand festhalten musste. Mit der anderen umklammerte ich die Vesperdose. Wenn ich mich schon tödlich blamierte, konnte ich Leon wenigstens sein Vesper bringen!

Ich bog nach rechts in die Schwabstraße ein und rannte am Kiosk, am Blumenladen und am Reisebüro vorbei. Hier waren schon deutlich mehr Fußgänger unterwegs. Einige lachten, andere starrten mich ungläubig an, und ein an den Einkaufswägen des Rewe angeleinter, riesiger Hund rannte bellend auf mich zu und versuchte, meine Füße abzulecken. Igitt! Ich wich Menschen, Hunden und Pfützen aus, so gut es ging. Wenn ich nur nicht in Scherben oder gar in einen Hundehaufen tappte! Das war ja schon mit Schuhen total eklig! Endlich, rechts um die Ecke, und da war der Abgang zur S-Bahn. Ich rannte die Treppe hinunter. In der Station war es zwar etwas wärmer, aber meine Beine hatten sich längst in dreckverspritzte Eiszapfen verwandelt. Ich sprang auf die Rolltreppe, blieb zitternd stehen und holte tief Luft. Das kalte Metall und die Rillen unter den Füßen fühlten sich scheußlich an, und eine Windböe wie an der Nordsee machte es noch kälter.

Kurz darauf stand ich unten auf dem Gleis, und in dem Moment fuhr zum Glück eine S-Bahn ein. Der Zugführer öffnete sein Seitenfenster und scannte mich stirnrunzelnd von oben bis unten. Hoffentlich rief er nicht die Polizei, wegen unzüchtiger Bekleidung in der Öffentlichkeit! Die S-Bahn hielt. Die Türen öffneten sich wie immer mit ein paar Sekunden Verzögerung, die sich heute ins Unendliche dehnten. Fahrgäste mit

Regenschirmen in der Hand stiegen aus und gingen grinsend an mir vorbei.

»Na, Zitrone, Stuttgart mit Malle verwechselt?«, raunte jemand viel zu nah an meinem Ohr. Ich sprang in den S-Bahn-Wagen und sah mich panisch um. Hinsetzen oder lieber stehen bleiben? An den Haltestellen Feuersee und Stadtmitte war der Ausstieg in Fahrtrichtung links. Ich blieb auf der rechten Seite stehen und lehnte mich mit dem Rücken gegen die Tür, damit man wenigstens meinen halb nackten Hintern nicht sah. Der dämliche grüne Türkнопf drückte schmerzhaft in meine Pobacke. Ich schloss die Augen und entschied, die Welt für zwei Haltestellen zu vergessen. Ich würde schlicht komplett ignorieren, dass mich die Leute jetzt ungeniert anstarrten, tuschelten und kicherten, dass sich meine Brustwarzen unter dem regennassen T-Shirt abzeichneten und dass meine Beine mittlerweile blau angelaufen waren. Ich würde einfach so tun, als sei ich allein auf der Welt. Nein, viel besser! Ich lag mit Leon an einem Strand auf den Fidschi-Inseln. Wegen der Sonnenbrandgefahr hatte ich mein Lieblings-T-Shirt mit der Zitrone drauf zum Baden anbehalten, und nun zeichneten sich meine Brustwarzen unter dem feuchten T-Shirt ab, was Leon nicht entging. Außer dem T-Shirt trug ich nur meinen selbst gebastelten Stringtanga. Leon beugte sich über mich.

»Meine Süße ...«, wisperte er rau. Ich schloss die Augen. Ich spürte seinen warmen Atem, und dann spürte ich, wie seine Hand langsam unter mein T-Shirt glitt, hinauf zu meinen Brüsten, und wie sich meine Brustwarzen aufrichteten vor Erregung. Mein Atem ging schneller, und ein leises Stöhnen entschlüpfte meinen Lippen ...

»Griß Gott. Fahrscheinkontrolle. Dirfd i amol Ihrn Fahrausweis säh?«

Puff. Fidschi war verschwunden. Ich riss die Augen auf. Di-

rekt vor mir, so nah, dass ihr mein Stöhnen nicht entgangen sein konnte, stand eine sehr kleine, sehr dicke Frau in Regentmantel und grünen Gummistiefeln. In der einen Hand hielt sie einen Scanner für die Fahrkartenkontrolle, mit der anderen streckte sie mir ihren Dienstausweis so dicht unter die Nase, als ob ich hineinbeißen sollte.

»Nächster Halt: Stadtmitte. Ausstieg in Fahrtrichtung links«, ertönte eine sonore Männerstimme aus dem Off.

»Ich ... ich muss hier raus«, stotterte ich und warf panische Blicke Richtung Tür.

»Des dirfad Sie jederzeit, aber erschd, wenn Sie mir Ihrn Fahrausweis vorzeigt hen«, gab die Frau ungerührt zurück und fuchtelte mit ihrem Gerät herum. Ein paar Fahrgäste standen auf, um auszusteigen. Manche reckten neugierig die Köpfe, um die Szene zu begaffen.

»Ich hab aber keinen Fahrschein! Das ist ein Notfall. Ich hab mich ausgesperrt, ohne alles, das sieht man doch, und jetzt bin ich auf dem Weg zu meinem Freund, damit er mir seinen Wohnungsschlüssel gibt!«

»Na, der wird Augen machen!«, spottete jemand laut. Ein paar Leute lachten. Großartig. Im Handumdrehen war ich zum S-Bahn-Clown geworden! Ich spürte, wie mir die Röte ins Gesicht stieg.

»Koi Broblem. Des kann bassiere. No dirfad Sie mir Ihrn Ausweis gäba«, sagte die Kontrolleurin, wippte auf ihren Gummistiefeln auf und ab und schien immer noch völlig ungerührt.

»Aber wo soll ich denn einen Ausweis versteckt haben!«, rief ich noch verzweifelter. Die S-Bahn hielt an der Haltestelle Stadtmitte.

»Ha, des woiß i doch net! Vielleicht en dr Veschprdos? Zur Not dirfad Sie mir au Ihr EC-Kärtle gäba!«

»Ich hab auch keine EC-Karte in meiner Vesperdose!«

»Ons Kärtle vo dr Krankenversicherong?«

»Auch nicht!«

»Ha no! Des isch jetzt abr scho a weng schlambig, odr? Mr kah joo mol ebbes vergässa, abr glei alles uff oimol? Kurtle, mir missad 'naus, Personalie uffnemme!«, verkündete die Kontrolleurin. »Dieser Fahrgaschd hat keinen Fahrschein! Ond koin Ausweis net! Ond net amol a EC-Kärtle oder s' Kärtle vo dr Versicherung! Die isch oifach ohne alles auserm Haus! Wo gibds au so ebbes!«

Ich stöhnte wieder, diesmal lauter. Das war doch nicht zu fassen. Zwei Stationen! Pipeline Praetorius mit dem Katastrophen-Gen schaffte es nicht einmal, zwei Stationen mit der S-Bahn schwarzzufahren, ohne dabei von Stuttgarts dämlichster Kontrolleurin erwischt zu werden! Einen kurzen Moment lang überlegte ich, ob ich an ihr vorbei einen Hechtsprung auf den Bahnsteig machen und davonrennen sollte. Zu spät. Vor mir stand plötzlich ein Hüne von einem Mann, ebenfalls mit einem elektronischen Gerät in den Händen. Das war sicher das Kurtle. Die beiden nahmen mich in die Mitte, und wir stiegen aus. Das Kurtle überragte mich um geschätzt einen halben Meter. Ich fühlte mich wie eine Schwerverbrecherin, die von Pat und Patachon eskortiert wurde. Nur die Handschellen fehlten. Die Fahrgäste, die sich auf dem Bahnsteig drängelten, gafften hemmungslos. Jemand hob sein Smartphone. Blitzschnell hielt ich mir die Hand vors Gesicht, als sei ich im Gerichtssaal. Das war alles so unendlich demütigend!

»Sodele«, sagte die Kontrolleurin zufrieden, als es um uns herum auf dem Bahnsteig endlich ruhiger wurde. »Mir hen des ja scho besprocha: Sie sen schwarzgefahra on kennad mir koi oinzigs Kärtle gäba, noo dirfad Sie mir wenigschdens Ihre Personalie gäba. Oder hen Sie die au drhoim glassa?«

Irgendwo im Luftraum über mir nickte das Kurtle bekräftigend. Es schien mit Stummheit geschlagen.

»Aber ich bin doch gar nicht schwarzgefahren!«, rief ich aus.